

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 188.

Mittwoch, 14. August

1929.

(1. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dern-Flinsfeld.

(Nachdruck verboten.)

Aase klatschte in die Hände.

„Das ist ja ein Abenteuer“, rief sie, „ein richtiges Abenteuer!“ Und sie mußte sich wirklich an einem der geteerten Seile festhalten, die das Geländer dieser schwankenden Treppe bildeten. „Es ist wie auf hoher See!“

Der Gang war oben schmal und dunkel, über den niederen Türen mit Kreide Buchstaben und Zahlen gemalt: Koje 1, Koje 2, Koje 3.

Und nun schrie Aase auf und klammerte sich an den Arm des ihr folgenden Kavaliers. Auf Handbreite vor ihr war die Haut eines scheußlichen Reptils an die Wand gespannt, die strömte einen scharfen Geruch getrockneter Längsfische aus.

„Dies freundliche Tier hütet wohl das Schlafgemach des jeweiligen Herrn“, beschwichtigte der Kavalier augenzwinkernd die Ersticktheit.

„Da haben wir ja eine richtige Stube mit Fenstern, krummen Wänden, einem spaghettischen kleinen Ofen, der ein großes Maul hat, und einem fürstlichen Bett. Donnerwetter!“

Sie mußten sich bücken, um nicht eine Beule an der Stirn davonzutragen, und krochen hinein. Es war, als ob die Wände sich ironisch verbeugten und Stuhl und Tisch mit gnomenhaft verkrüppelten Beinen einen Walzeltanz vor ihnen aufführen wollten. In einer Art Alloven, der wie ein Schwabennest schief im Gebäck hing, entdeckte Aase das wundersamste aller Betten.

Sandelholz, wie Seide schimmernd, Intarsien von Elfenbein und Perlmutt; schmale Bänder von Rosenholz ließen wie hingehaucht über die sanft glänzenden Flächen der gewiß mehr als hundert Jahre alten, von vier gewundenen Säulen getragenen Bettstatt.

Über das Bett aber lag ein Teppich gebreitet.

Aases Augen wurden groß. Sie empfand so etwas wie einen süßen Schrecken, ein Entzücken, das ihren ganzen Leib überrieselte. Ihre schmalen Finger spreizten sich über das tiefe Scharlachrot, das goldene Gewirk dieses von Stickereien und Seide starrenden Gewebes. Violette Töne sprangen daraus hervor, ein jauchzendes Gelb, das Blau der ligurischen Meere; bei ihrer Beleuchtung war es, als ob unzählbare Flammen knisterten.

Eine Weile stand ihr der Atem still. Sie horchte in sich hinein. Wie unter einem unwiderstehlichen Zwange drängte sie die verlegen und dumm lachenden Herren ihrer Begleitung auf den engen und dumpfen Gang zurück. Sie tat es Jens Kraals und seines Andenkens wegen.

Behutsam schloß sie die Tür und erklärte sich bereit, nun zur Stadt zurückzufahren zu wollen.

Die Herren waren herzlich froh, von hier fortzukommen, auch würde wohl der letzte Dampfer dieses Tages in zehn Minuten an der Landungsbrücke „Huf“ anlegen.

Einer von ihnen reichte Frau Aase den Hausschlüssel mit spöttischer Feierlichkeit. Ein großes Schild in Herzform hing daran.

Draußen lag der Fjord im geheimnisvollen Dämmer des Oktoberabends. Schon war der Fahrplan der kleinen Dampfer bedeutend gekürzt, denn eine Sturmacht, und so konnten nicht wieder anlegen.

„Sie werden doch den Winter nicht ganz allein hier

leben wollen?“, erkundigte sich Herr Larsen, der selbe, der die ganze Zeit das Wort geführt hatte. Herr Larsen war lang, blond und kurzäugig.

Die schöne Aase schnüffelte ein wenig mit dem Näschen. — Ihre Augen wurden schmal.

„Was ich tue, kann ich nie lange vorher sagen.“

Da kam auch schon der kleine Dampfer mit komischer Haft angerauscht.

„Sehen Sie doch“, flüsterte Aase, Herrn Larsens Arm ergreifend. „Da treibt das Dampfschiff den Körper eines Mannes vor sich her —“

Herr Larsen kniff sein Monofel ins Auge.

„Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, so ist dies nur Gischt, und vielleicht ein Fezen Seetang, der sich von den Schären losgerissen hat. Gnädige Frau sind nervös, ich würde Champagner vorschlagen.“

Aase runzelte die Stirn: „Kaltes Wasser ist gesünder und billiger.“

Vor dem Grand Hotel in Christiana, wo sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten, verabschiedete Frau Aase Herrn Larsen und seine beiden stummen Begleiter. Sie war froh, mit ihnen fertig zu sein; ihre Alltäglichkeit stellte sich hindernd den Erlebnissen in den Weg, die Aase ahnungsvoll erhoffte —

Welches Geheimnis barg das Haus in Frognerstrasse? Was hatte es mit diesem Teppich für eine Bewandtnis, dessen bloße Berührung ihr Schauer über den Leib jagten? Der starke Duft irgend eines fremden Räucherwerkes umschwebte ihn wie eine Seele . . . eine Seele, die an ihn gebannt, andere Seelen herbeilocken und bannen würde —

In dieser Nacht sieberte die junge Frau, die noch nie frank gewesen war. Aufwühlende Gedanken und Begierden peinigten sie. Das Haus mußte noch voll von Schätzen aller Art sein. Was bedeutet ihr bisheriger Reichtum dagegen? Geld! Nüchternheit — immer wohlgekleidet und satt seine Tage dahinleben — wo hatte sie nur bis jetzt ihre Augen gehabt? Ihr Herz? Ihren Kopf? Wie armelig war das alles! Ja . . . Jens Kraals Geist hatte sie verrückt gemacht — sie spürte sein Blut in ihren Adern . . . er hatte ihr Frognerstrasse geschenkt, damit sie dem Rätsel seines Lebens nachgehe —

Das Morgengrauen fand sie noch hellwach und in fester Entschlossenheit.

Gleich in der Frühe würde sie wieder hinausfahren und nicht einmal Marik, ihre Kammerjungfer, mitnehmen, das neugierige kleine Tier, das ein Kaleidoskop von kleinen weiblichen Bosheiten und Schlechtigkeiten darstellte. Und bis zum Abend würde sie bleiben und niemand von ihrem Vorhaben ein Sterbenswort verraten.

Als Aase den Laden hochzog, sah der Himmel drohend aus. Wolkenrosse jagten dicht über den Dächern dahin.

Auf der Kongensgade ging alles seinen gewöhnlichen Weg, Wagen fuhren vor, im Hotelportal unterhielt sich Oberkellner Krull mit dem Postboten darüber, daß nun bald die schlechte Jahreszeit käme.

Marik brachte das Kaffeebrett und heißes Wasser, und Frau Aase dachte: „Wenn ich nur das Dampfboot erreiche, ohne daß sie es merken.“

Sie wollte nicht gefragt und nicht vor dem Wetter gewarnt sein und bestellte nur so im Vorübergehen das Mittagessen für heute ab. Jede Art von Begleitung wäre ihr auf unerträgliche Weise lästig gefallen.

Während der Regen langsam in das Meer zu tropfen begann und bald alle Ufer mit Nebeln wie mit Schwermut bekränzte, bestieg Frau Aase den kleinen Dampfer „Oskar“.

Die Fahrt, die sie als einziger Passagier mitmachte, verlief trübselig unter bleiernem Himmel; alter Duft und Glanz war wie fortgewischt, die Schären schienen näher an die Ufer gerückt und troffen vor Nässe. Und der Regen, der hier fiel, war dunkel wie Blut.

Da man die junge Frau an der Landungsbrücke aussetzte, rief der Mann, der die Billets abnahm, ihr zu: „Heute nachmittag um fünf Uhr legt das letzte Dampfboot dieser Saison hier an.“

Aase erschrak ein wenig und lachte dann wieder, und blickte dem kleinen, eisigen Dampfer nach, der langsam beidrehte und dann mit possierlicher Eile die gar nicht mehr blauen und ruhig atmenden Wellen durchschnitt.

Bald glich er nur noch einem Punkt; der Steg war blank von Regen. Und der Regen fiel immer fort.

Aase begann die seltsame Form des Felsens „Frognerknäus“ zu studieren: Ein versteinerter Riese, der sich kopfüber ins Wasser stürzt. Um das Haus dahinter eine verholtte Brandruine, um die der Nebel zog in unablässiger Bewegung wie Rauch aus unterirdisch glimmenden Feuern.

Während sie so stand und diese Umgebung auf sich wirken ließ, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, als sei sie gar nicht mehr Aase Solaker.

Frost und Nässe krochen durch den warmen Mantel, durch ihre derbe Sportkleidung bis auf die Haut. Eine Weile genoß sie diese feuchte Kühle und zugleich die Einsamkeit, die eins war mit dem Meere: Zwei untrennbare Begriffe.

Das Haus war sehr still, stockig und dumpfig, und der Fisch- und Teergeruch unerträglich.

Aase dachte, daß es vielleicht doch ganz angenehm gewesen wäre, wenn sie jetzt Marik bei sich gehabt hätte, um Feuer zu machen und eine Tasse Tee zu kochen. Doch sogleich verwarf sie diese Anwandlung von Schwäche und vergegenwärtigte sich die dreisten Augen des Mädchens, seine Neugier und Habsucht.

Nein, sie konnte keinen lebenden Menschen hier brauchen. Keinen lebenden...

Ungestört und völlig abgeschnitten von ihrer bisherigen Welt sing Aase „zu reisen“ an. Es amüsierte sie, je nach den Dingen, die sie fand, sich in das Land zu versetzen, aus dem sie offenbar stammten.

Lappland war ihr erstes Ziel, denn eine bunthäckelte Truhe barg eine völlige Lappen-Ausrüstung, anzusehen wie das Äußere eines ungeheuren Pelztieres. Die Stiefel aus Seehundfell, zierlich mit roten Tuchstreifen eingefasst, sollten ihr später noch gute Dienste leisten. Sie bekam Lust, eine Expedition nach Grönland mitzumachen.

Aber da war man plötzlich in China. Blattdünnes Porzellan fiel ihr in die Hände, so zart und durchsichtig wie Schmetterlingsflügel. Und alle die kleinen Figuren, die darauf hingehaucht waren, erhielten Leben, trippelten vor ihren Augen hin und her, knieten nieder mit gefreuzten Armen und lächelten aus schmalen Lidern.

Es war wirklich sehr merkwürdig. Aase rieb sich die Stirn. Ein seidener Beutel enthielt eine Menge kleiner blechartiger Goldmünzen. Und sogleich wandelte sie im weißen Schleier durch den Golddunst des Basars von Istanbul, sah kostliche Stoffe rieseln unter den bleichen Fingern der Händler und das gelbe Gold verschwinden in den Armln ihres Kaftans. Der Ruezzin rieb vom Minarett das seine Silbernadel aus dem düsteren, zerissenem Strauß der Zypressen in die Himmelssläue hob. Und der Bosporus träumte seinen Traum von Gold und Marmor und Verfall und überschüttete Friedhöfe, Paläste, Gassen und Winkel mit unirdischer Verklärung.

Die schöne Frau warf den Beutel mit den türkischen

Münzen hin und untersuchte die Wände wie ein geübter Detektiv.

Ein venetianischer Spiegel fesselte ihre Aufmerksamkeit. Das Glas war trübe und voller Rostflecken.

Aase beschaff sich darin und fand ihre Züge seltsam verändert. Sie wollte sich abwenden und wurde doch festgehalten, wie durch magnetische Gewalt. Wie ein leichter Rauch zog es über die blinde, gläserne Fläche und wirbelnde Nebelringe formten sich zu Sternen, Blumen... zu einem menschlichen Angesicht.

„Total verrückt“, sagte Aase. Ihr Lachen klang bleichern, fremd. Langsam tasteten ihre Finger nach dem verbliebenen Sammet, der den Spiegel verhüllt hatte. Sie deckte ihn wieder darüber und ging weiter.

Das nächste war ein Kleiderspind nach norwegischer Art. Dieses enthielt nichts als einen von Jahrzehnten langem Gebrauch gezeichneten Slangzug. Wie ein Mensch ohne Kopf hing er dort am Haken und drehte sich in dem hohlen Raum wie durch ein Uhrwerk aufgezogen, als die Enkelin des Mannes, der ihn einst gezaubert, die Schranktür öffnete. Es gelang ihr nur mit Mühe und sehr rasch hatte sie sie wieder zugeschlagen.

Die Lust nach weiteren Untersuchungen des Hauses war Frau Aase vergangen. Sie vermied es, den Alkoven mit dem Teppich zu betreten, dessen bloße Berührung ihre Nerven ins Schwingen brachte.

Auch war das Dampfboot fällig, das letzte Dampfboot der Saison.

Während der Schlüssel sich lautlos in dem künstlich geschmiedeten Beigertschloß drehte, hatte Aase sich dennoch für Verkauf entschieden. Das sorglos behagliche Leben ihrer ersten Jugendzeit dünkte sie mit einem Male als das einzige Erstrebenswerte. Sie konnte sich wieder verheiraten oder mit ihrem Gelde nach Italien oder Griechenland gehen oder in Monte Carlo spielen — schöne Toiletten kaufen — sie hatte es plötzlich sehr eilig, von Frognerknäus fortzukommen.

Zu ihrer Überraschung aber mußte Aase feststellen, daß im Freien bereits stockfinstere Nacht herrschte. Meer und Himmel waren nicht mehr zu unterscheiden, unruhvolle, in stöhnendem Aufstieg sich wälzende Masse.

Da mußte doch der Landungssteg sein — Aase spürte ihn unter ihren Füßen zittern — im gleichmäßigen Takt der Brandung — zu sehen war nichts — sie riss ihre kleine Uhr aus dem Gürtel und hielt sie ans Ohr.

Die Uhr stand still. Sie gab keinen Laut von sich. Das Herz der Zeit hatte aufgehört zu schlagen.

Aase wartete. Die Ferne brüllte. Die ganze Lust war von diesem Brüllen erfüllt, wie von dem Getöse einer ungeheuren Maschine.

Der Landungssteg ächzte und knarrte und tat, als ob er davonschwimmen wollte.

Da trat Aase hastig zurück an das felsige Ufer und sah nun ein, daß das Dampfboot heute nicht mehr kommen werde und viele Monate lang nicht, daß sie sich auf rätselhafte Weise in der Zeit geirrt, und das letzte Dampfboot der Saison fort war, ohne sie aufzunehmen.

Nun blieb ihr noch der Weg, der Landweg auf dem schmalen Damm, der die Halbinsel mit dem Festlande verband. Mit dem Instinkt eines Tieres in Gefahr machte sie die Richtung ausfindig. Ihr war, als ob die Erde klopfte; sie griff in die Dunkelheit wie in Wesenheit. Der Damm war verschwunden. Das Wasser leiste nach ihrem Körper mit gierigen Jungen. Über ihre Füße spielte das Meer.

Und nun begriff Aase, daß Jens Kraats Haus sie nicht losließ. Mehr noch, daß sie von dem Festlande und von den Menschen so lange abgeschnitten war, bis man sie vermisste — und daß es auch dann sehr schwer sei, mit Booten die Insel zu erreichen, denn die Schären bildeten in der schlechten Jahreszeit eine fast unüberwindliche Gefahr. Wie tödliche Zwerge griffen sie aus der Tiefe nach allem Lebenden, was sich in ihren Bereich wagte. Und manches Boot war schon zerstellt an diesen im Sommer so lieblichen Ufern, weil es die Gezeiten nicht achtete, welche die Natur dem Menschen vorschreibt.

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliches Dorf.

Von Heinr. Schärf.

Man ist erholungsbedürftig, sucht einen idyllisch gelegenen Ort in den Alpen auf, ein freundliches Dörchen mit freundlichen Leuten, bekommt ein freundliches Zimmer zu gewiesen mit der Aussicht auf ein Gebirge, von dem man gleich den Eindruck hat, daß man es nie im Leben ersteigen wird. Die Häuschen in der Runde sind wie für eine Filmaufnahme romantisch hingestreut, das Kirchlein hat einen spitzen, etwas schiefen Turm, die Menschen begeben sich hier zur Ruhe, wenn wo anders erst der Abend beginnt.

Nach Landesbrauch beschließt man also, ebenfalls mit den Hühnern zu Bett zu gehen. Es ist ein bisschen feucht, aber es ruht sich ganz weich darinnen. Man gedankt, sofort einzuschlafen. Eine der ersten Bedingungen hierzu ist — das hat man sich fest eingeprägt — die Augen zu schließen. Man läßt die Augenedel herniederklappen. Schade, daß nicht auch die Ohren von Natur aus solche Deckel haben. Dann ruht es sich sanft auf beiden Seiten. Aber so... Kaum liegt man einige Minuten, dringt durch das offene Fenster ein heiseres Wu-wu herein. Richtig, das ist der schwarze Hund, der uns schon bei unserem Eintritt anläßte. Nein, einen so sicheren Wächter in der Nähe zu haben. Als aber das Wu-wu-wu in kurzen Abständen immer wieder erfolgt, fährt uns plötzlich ein Schreck in die Glieder. Wie, das brave Tier wird wohl nicht die ganze Nacht so fortbellen? Der Mond steht in voller Scheibe am Himmel und das reizt befannermakten diese Bierkübler. Nun lauscht man schon zappelig und hält sein Haupt zwischen die Arme. Über das Gebell dringt trocken an unser Ohr. Und bald ist es nicht mehr dies allein, was uns aufhorchen läßt.

In dem Maße, als die Menschen im Dörfe einschlafen, erwachen die Tiere, denen die Nacht auf dem Lande gehört, zur hemmungslosen Entfaltung ihrer Individualitäten.

Sind da nicht Einbrecher am Werk, die mit dumpfen Schlägen ein Loch in die Mauer brechen? Ach nein, das sind nur die beiden Gäule im Stall, die in langsamem Shimmytempo vor sich hinstampfen. Dazwischen gibt jemand kurze Morsezeichen von sich — me-me — und aus dem Nachbarhaus kommt die Antwort eine halbe Oktave tiefer: Me-me. Das ist die Ziege Bäh, die mit dem Gemeindebod Fernanwiegpräche hält und immer eifriger ins Plaudern kommt. Weit stärker und schauerlicher hält dann ein Ton, als ob jemand eine vorsintflutliche Autohupe ausprobiert hätte. Das ist die gute Muhtuh, die nach ihrem Kälbchen schreit. Ach, Tiere haben für alle Gemütsstimmungen Urlaute, die sie nicht unterdrücken können. Wie ganz anders der herrschende Mensch! Man erinnert sich da einiger Frauen, die keinen Laut von sich geben, als man ihnen bei der Scheidung die Kinder absprach. Und noch ganz bei diesem Gedanken, hört man plötzlich von unten ein lautes Weinen. Um Gottes willen, da hat man ein Kleines im Garten vergessen, das nun erwacht ist. Seine Klagetöne röhren mächtig das Herz. Aber es sind nur zwei Katzen, die sich gegenseitig so säuglingshaft anmäusen. Dann ist es wieder, als ob fünfzehn Schusterbuben in den Bäumen rings um das Haus säßen und sich schrill durch die Finger aufzifzen. So lärmten die unheimlichen Käuzchen, die sie auf dem Lande die Totenvögel nennen, ein gräßlicher Spuk. Dazu quetscht das Heer der Fledermäuse, läßt sich der Kuckuck vernehmen, allerdings nur der von der Schwarzwälder-Uhr in der Bauernstube und noch viele andere nie gehörte Stimmen werden laut. Das Quaken der Frösche wäre ein beruhigendes Konzert, es hört sich unter dem nächtlichen Sternenhimmel an wie eine ungeheure monotone Gebetsstunde; wenn nur nicht immer einer gerade unter unserem Fenster solo und fortissimo üben würde. Der arme Kerl ist wohl noch Anfänger und quält sich erst ein. Oder er muß strauchweise üben. Zu dem Wu und Me, Miau und Quak, Kuckuck und Fiiii kommen aber noch andere, unpersonliche Geräusche, die dem Ruhebedürftigen höchst persönlich auf die Nerven gehen.

Da ist der Wind, der mit der offenen Boden Luke schäkert. Quiks! Quiks! dreht sie sich in den Angeln und läßt sich dann mit einem lauten Krach zufallen. Da ist die Turmuhr; ehe sie schlägt, räuspert sie sich erst heiser und holt dann zu einem dröhnenenden Schlag aus, daß der Mörtel von der Wand rieselt, und der Wasserfall rauscht ununterbrochen, wie eine undichte W.-C.-Spülung.

Da wird es einem zu dumm. Man springt fluchend aus dem Bett und schließt das Fenster. Im Nu ist die Luft im Zimmer erstönd heik und die Hellehörligkeit unserer Ohren nimmt zu. Nun ist es, als ob alle diese nächtlichen Tierstimmen und Geräusche dämpfer aufgesetzt bekommen hätten, aber direkt vor unserem Bett intoniert. Gerade will man sich verzweifelt die Ohren mit Watte verstopfen, da tönt ein feines fliegendes Sssss an dieselben. O, verflucht! Man kennt diese Propellergeräusche, das Summen der schwelenden Moskitos. Oder der Schnaken, wie man sie auf dem Lande nennt. Und man hat kein Moskitonetze bei

sich, darauf hat man vergessen. Eine schwache Hoffnung bleibt einem noch: vielleicht handelt es sich um ein Männchen dieser Gattung, von der nur die Weibchen stechen. In solchem Zustande möchte man mit seinem Weibchen das Zimmer teilen, schon gar nicht mit singenden und beißenden; man hebt also das Kissen und begibt sich auf eine aussichtslose Mückenjagd, bei der nur die Wasserflasche zerkrümmt und man in unzähligen Schweiß gerät, während die Stechmücke in ele- gantem Bogen seitwärts abfließt.

Auf einmal tappt was an unser Bett heran. Die Haare stehen uns zu Berge. Alle guten Geister! Es ist nur eine Maus, die zur Feier des Tages in Kürassierstiefeln daherkommt. Gschah! sieht man erschrockt, aber auf die Maus macht das gar keinen Eindruck; sie verhält sich zwar einen Augenblick still, tappt und raschelt aber dann gleich wieder los und knabbert vergnügt an unseren Stiefeln. Man schwitzt Blut. Und in dieser Verfassung vernimmt man mit einem Male ein Zittern in der Stube, das man sich lange nicht deuten kann; dann weiß man plötzlich, das ist der Bauer, der drei Kammern weit entfernt schlafst und dabei schnarcht, als wollte jemand das Haus mitten durchsägen. Jetzt ist man am Ende seiner Nervenkraft. Man ringt nach Lust, öffnet abermals das Fenster, schlüpft unter die Decke, schlägt sich die Kissen über den Kopf, stürmt darauf die schwere Tuchent und empfiehlt seine Seele Gott. Nun glaubt man, daß einem Hören und Sehen vergehen müsse und einem der ganze Hexensabbath nichts mehr anhaben könnte. Doch jetzt kommt der Clou der nächtlichen Geräusche, von dem der taube Dichter singt: Frühmorgens, wenn die Hähne tröh'n. Kiferiki!

Der Hahn ist der Totenvogel der Nachtruhe. Der Hahn schreit den Vogel unter den nächtlichen Ruhesätern ab.

Ach, Hähne haben immer Sonne im Herzen, von zwei Uhr morgens an und krähen sich ununterbrochen gegenseitig zu, wie sich Menschen Heil! aufrufen oder Mahlzeit! Wo der Partner fehlt, genügt das Echo, in den meisten Häusern reizen Echo und Partner. Dieses Kiferiki Klingt wie die Stimme eines ausgeschrieenen Tenors, dem eine ganze Tonleiter in der Kehle stecken blieb und der sie mit einem Schrei auspussten möchte, oder wie der asthmatische Jodel aus einem bodenständigen Kopf. Es geht durch Mark und Bein. Petrus hat den Herrn schon mit dem ersten Hahnen- schrei verraten! Was ist dagegen das Quaken der Frösche, das Bellen eines Hundes und alle die infernalischen Laute aus Stall und Garten!

So liegt man wie in einer Folterkammer da und erwartet sehnlichst den Tag. Den läutet endlich eine Glöde ein, daß die Fenster dröhnen und sogar der Morgengesang der Vögel verstummt. Wie zerschlagen erhebt man sich und sieht todmüde zum Fenster hinaus. Da kommen sie langsam aus den Häusern, die biederer Landbewohner, herrlich ausgeruht und beginnen ihr Tagewerk. Der Bauer, der muntere Säger der Nacht, hämmert seine Sense scharf, die Kuhdirn treibt trällernd die Küh aus dem Stall, die Knechte seken die Dreschflegel in Bewegung, die Hühner gacken auf dem Heuboden, ein Tohuwabohu hebt an, daß an ein Schlägen nicht mehr zu denken ist.

Bleich und verstört packt man seine Koffer. Fährt schnurstracks nach der Stadt. Hier mietet man ein Zimmer inmitten des Zentrums. Läßt die Rollballen herab und sinkt ins Bett. Stille umfaßt uns, nur ein fernes Summen brandet zu uns auf, der Hexenkessel der Großstadt brodet sein Schlummerlied, in dem die schrillen Orchesterstimmen des Landes zur Gänze fehlen und das nervöse Ohr glückselig die Schreckenslaute des nächtlichen Dorfes vergibt.

Das Fuchsfräulein.

Aus dem Chinesischen übersetzt und nachgeschildert von Wilhelm Carl.

Vorbemerkung: Die Füchse stehen in China im hohen Ansehen und gelten als heilige Tiere. Es gibt sogar Tempel, in denen der „Große Fuchs“ als mächtige Gottheit verehrt wird. Man glaubt allgemein, daß sich die Füchse in Menschen verwandeln könnten und sogar Ehegemeinschaften mit ihnen eingehen. Derartige Vorfälle sind in alten Stadtchroniken und Familienannalen vielfach und nach chinesischer Ansicht durchaus einwandfrei bezeugt. Unsere kleine Erzählung gilt daher in China durchaus nicht als Märchen, sondern als wahre Begebenheit. Lassen wir nunmehr die Chinesen selbst erzählen:

Unter der Tang-Dynastie (7. bis 9. Jahrhundert) lebte in der Stadt Linting ein Bücherleser namens Tsha Wentshang. Obwohl er kein Vermögen besaß, verstand er es doch, seinen Weintrug stets gefüllt zu halten. Er war dem Trunk so ergeben, daß er seinen Schlaf zu finden vermochte,

wenn er nicht drei Maß Wein im Leibe hatte. Selbst für die Nacht pflegte er einen Krug voll der süßen Labe am Kopfende seines Bettes bereitzuhalten.

Als er eines Nachts aus dem Schlaf erwachte und nach seinem Weinkrug greifen wollte, merkte er, daß jemand sein Nachtlager teilte. Er stellte durch Befühlen fest, daß es ein lakenartiges Tier sein mußte; das sich bei ihm eingefunden hatte. Als er Licht machte, sah er, daß es ein halbwüchsiges Füchslein war. Es schloß so fest, daß Tschu Wentchang sich sagte, das Tierlein müsse total betrunken sein. Er griff nach seinem Weinkrug und fand ihn leer. Lachend sagte Tschu Wentchang: „Sieh' da, ein Bett- und Zechgenosse! Fürwahr, Bürschlein, du mußt ja ordentlich schlafen können! Man sollte meinen, das Quantum hätte für drei Füchslein reichen sollen!“ Tschu Wentchang löste seinen Durst mit Wasser und troch wieder unter die wärmenden Decken. Das Licht jedoch ließ er brennen, um zu sehen, wie das Füchslein sich weiterhin verhalten würde.

Gegen die dritte Nachtwache (11 bis 1 Uhr) erwachte das Füchslein und gähnte unbekümmert. Tschu Wentchang lachte laut auf und sagte: „Hallo, Bürschchen, haben wir gut geschlafen?“ Das Füchslein fuhr erschrocken in die Höhe, sprang mit einem Satz aus dem Bett und verwandelte sich sogleich in ein junges, holdseliges Mädellein. Mit schelmischen Augenaufschlag und komisch wirkender Zerknirschtheit bat sie um Nachsicht für ihre Dreistigkeit und gelobte mit heuchlerischer Miene Besserung. Tschu Wentchang lachte und sprach: „Alle Sünden sind Ihnen vergeben, kleines Fräulein, und auch mein Bett und mein Weinkrug steht zu Ihrer Verfügung.“ Mit einer einladenden Handbewegung wies er auf den frei gewordenen Platz, und das Fuchsfräulein schlüpfte abermals, diesmal in Menschengestalt, unter die Decken.

Am anderen Morgen, als Tschu Wentchang erwachte, war das Fräulein verschwunden. Nur einige rote Haare erinnerten an den nächtlichen Besuch. Tschu Wentchang rechnete mit Sicherheit darauf, daß sie sich zur Schlafzeit wieder einfinden würde und beschaffte ein doovlestes Quantum Wein, damit beide auf ihre Rechnung lämen.

Kaum war es draußen dunkel geworden, da klopfte es auch schon, und das Fuchsfräulein stand vor der Tür. Sie war der angenehmste Zechgenosse, den Tschu Wentchang sich wünschen konnte, hielt tapfer mit ihm Schritt, und ihr kleiner, frischroter Mund war ständig in Bewegung. Als die zweite Kanne leer war und man zu Bett gehen wollte, sagte das Fräulein: „Lieber Herr Tschu, ich weiß wohl, daß Sie über keine Reichtümer verfügen. Es ist daher nicht mehr als recht und billig, wenn ich meinen Wein selbst bezahle. Machen Sie, bitte, morgen früh einen Spaziergang nach dem Dorfe Liudiatsun. Auf halbem Wege werden Sie zwei Taels in Silber (etwa 5,50 M.) finden — das ist meine Bezahlung für heute.“

Einige Tage später bezeichnete sie ihm einen Platz in seinem Garten, wo er Grabungen anstellen mußte. Nach wenigen Spatenstichen fand Tschu Wentchang einen Topf mit mehr als zehntausend kleineren Münzen. Geld genug, um die Weinrechnung für sechs Monate bezahlen zu können. Wieder einige Monate später gab sie ihm den Rat, so viel Pappelroten-Samen aufzukaufen, als er nur aufstreben könne. Tschu Wentchang kaufte mehr als vierzig Dou und seine Freunde lachten. Kurze Zeit später kam aber eine große Dürre über das Land, alle Sämereien stiegen gewaltig im Preis, und Pappelroten-Samen war überhaupt nicht zu haben. Da verlauste Tschu Wentchang und verzehnfachte sein Vermögen. Er wurde Landwirt und bezog bald über 200 Morgen besten Ackerlandes. Das Füchslein gab ihm im Herbst und Frühjahr an, welche Getreidearten er anbauen sollte, und diese Frucht trug stets über Erwartungen. Das Fuchsfräulein lebte viele Jahre mit Tschu Wentchang zusammen, altete nicht und war ihm Frau, Nebenträu und Kind zugleich. Erst als der Tod ihn rief, verschwand die Füchsin und ward nicht mehr gesehen.

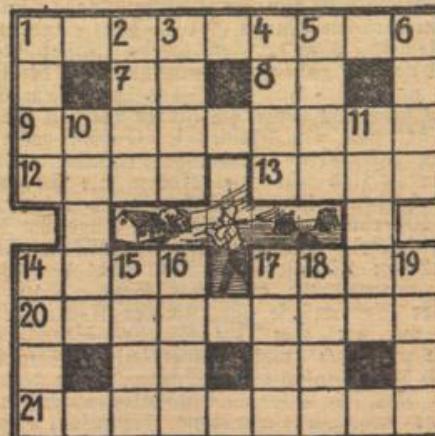
Also zu lesen im chinesischen Buch Liaudschaidischei, erstes Kapitel.

Frauen-Zeitung

Der Kampf gegen die Geisha. Wenn auch die Europäisierung in Japan so große Fortschritte gemacht hat und die Frauen sich immer mehr Rechte im öffentlichen Leben erobern, so ist es doch noch nicht gelungen, jenes so stark umhügte Vergnügungsbereich des Mannes zu erobern, in dem die Geisha waltet. Diese feingebildete und reicheschimüchte Freundin der Männerwelt, in der recht eigentlich die japanische Romantik für den Europäer verkörpert ist, be-

hauptet sich als gefährliche Nebenbuhlerin der Gattin, die sie noch immer in die Enge des Hauses zurückdrängt, während sie bei allen männlichen Festen und Gesellschaften die Haustrolle spielt. In einem Aufsatz „Gattin oder Geisha“ in „Beitermanns Monatsheften“ behandelt Maria Piner den Kampf der japanischen Frau gegen die Geisha, in dem sie von der fortschrittlichen Presse unterstellt wird, aber bisher nur geringe Erfolge errungen hat. Vor einem oder zwei Jahren wurde eine gesetzliche Verfassung erlassen, daß keine Geisha gegen ihren Willen vom Teehauswirt festgehalten werden darf. Gewöhnlich wird sie schon als Kind durch Zahlung einer Abfindungssumme an die Eltern dem Teehaus auf sieben bis acht Jahre verpfändet und dann sorgfältig ausgebildet. Die Wirtin wissen aber die Mädchen in ihre wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen, denn ihr Erwerb, das Stundengeld, das sie im Teehaus für die Unterhaltung der Männer verdienen, wird gegen die Kaufsumme, die Ausbildung und die Garderobenvorschüsse verrechnet und durch „geschickte“ Buchführung wächst ihr Schuldtono so an, daß sie stets in Abhängigkeit bleiben, bis sie alt und verbraucht sind; es sei denn, daß der reiche Freund, der Traum ihrer Nächte, das Teehaus abfindet, indem er den Rest der Schuld mit gehörigem Zinsaufschlag bezahlt. Die „Geisha-Väter“ haben trotz des gesetzlichen Verbotes, die Mädchen gegen ihren Willen festzuhalten, stets Helfershelfer zur Hand, um die Geflüchtete wieder einzufangen. Nur die besonders Begabten verdienen so viel, daß sie sich bald von dem „Vertrag“ befreien können und als selbständige Geisha Star des Vergnügungsviertels werden. Die Geishas und die Maikos, Sängerinnen und Tänzerinnen, nehmen an den Festen im Teehaus teil; sie stehen entweder in einer dienstlichen Bindung zur Teehauswirtin, die die Schönsten als „Töchter“ annimmt, oder sie werden von nahestehenden Geisha-Mutterhäusern nach Wahl des Gastgebers für den Abend engagiert. Die Geisha ist — das wird meistens nicht genügend berücksichtigt — zu keinem Liebesgewerbe verpflichtet. Die meisten erscheinen sehr stolz und unnahbar, aber in der Ungezwungenheit des Beisammenseins, unter Einwirkung des Reisweins und bei Mangel jeglicher moralischer Hemmungen läßt sie doch die Schranken, die sie selbst aufgerichtet hat, fallen, wenn der Richtige kommt oder der gehörige Preis gezahlt wird.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Monat. 7. Doppelvocal. 8. Doppelvocal. 9. Verbandsstück. 12. Männlicher Vorname. 13. Farbenbehältnis. 14. Lufttechnischer Ausdruck. 17. Weiblicher Vorname. 20. Pferderasse. 21. Märchenfigur. — Senkrecht: 1. Abkürzung für Sicherheitspolizei. 2. Staatliche Einrichtung. 3. Wettkampfneinrichtung (abgekürzt). 4. Seemann. 5. Russische Stadt. 6. Züchtungsinstrument. 10. Pelztier. 11. Landschaftliche Formation. 14. Unzerstörbarer Bestandteil. 15. Vogel. 16. Fluß im Harz. 18. Haustier. 19. Teil des Auges.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 182: Senkrecht: 1. Tod. 2. Er. 3. Eu. 4. Grab. 5. Riga. 6. Po. 7. Heu. 8. Tarlatan. 11. Rhomboid. 12. Raglan. 13. Lizenz. 15. Alster. 17. Reuter. 23. Au. 24. Er. 27. In. 29. Kufe. 30. Eger. 34. Hof. 36. Dur. 39. Ah! — Wagerecht: 1. Telegraph. 8. Tor. 9. Uti. 10. Der. 12. Rad. 14. Aga. 16. Uhr. 18. Ar. 19. Et. 20. Ball. 21. De. 22. Gläke. 24. Emu. 25. Lou. 26. Stirbt. 28. Unke. 31. En. 33. Nah. 35. Zug. 36. Dir. 37. Not. 38. Tee. 39. Aud. 40. Feuerwehr.